

A translated man –Alfonso de Toro und die Entwicklung der
Theoriediskussion in der romanistischen Literaturwissenschaft des
deutschen Sprachraums

Michael Rössner

Der Ausspruch “We are all translated men” stammt bekanntlich von Salman Rushdie und verweist – auch wenn er bisweilen als Beleg für Identitätsprobleme in Zeiten der Globalisierung schlechthin verwendet wird – zunächst einmal auf die spezifische kulturelle Identität der Diaspora-Intellektuellen aus den ehemaligen (vor allem britischen) Kolonialländern. Er steht von daher in enger Verbindung zu der post-kolonialen Theoriediskussion und zu der Verwendung des Übersetzungsbegriffs bei Bhabha selbst (in *The Location of Culture*). Ist es also legitim, einen solchen Begriff auf einen deutschen Professor mit chilenischen Wurzeln und mittlerweile globalem Bekanntheitsgrad anzuwenden?

Ich will versuchen, in der Folge dieser Frage nachzugehen und das mit einem kleinen tour d’horizon durch die Entwicklung der deutschsprachigen Literaturwissenschaft (speziell im romanistischen Bereich) zu verbinden, die Alfonso de Toro geprägt hat und von ihm geprägt worden ist. Zunächst die erforderlichen Klarstellungen: Natürlich verwende ich hier einen Übersetzungsbegriff, der nicht (bzw. nicht nur) die rein sprachliche Übersetzung meint und nutze die Möglichkeit, die das Deutsche bietet, auch sprachlich zu differenzieren. Wenn ich Alfonso de Toro als „translated man“ beschreibe, dann ist die Rede von Translation im Sinne einer kulturellen Übersetzung und nicht davon, dass er sozusagen sprachlich ständig aus dem Spanischen übersetzen müsste, wenn er Deutsch spricht –wer Alfonso kennt, weiß, dass das nicht der Fall ist ... und dass es ihm ein Anliegen ist zu betonen,

dass er deutsch denkt und deutsch träumt. Die „Übersetzung“ im sprachlichen Sinne hätte er also längst hinter sich, sie wäre sozusagen „gelingen“. Auf der anderen Seite ist mein Translationsbegriff – wie auch, so meine ich, der, den Alfonso de Toro in seinem Borges-Buch verwendet – ein prozessualer, das heißt es geht eben nicht um das „Gelingen“, nicht um Resultate, nicht um ein Ankommen, sondern um eine ständige Bewegung in jenem dritten Raum, den Bhabha für die Übersetzung in Anspruch nimmt. Und gerade bei Alfonso de Toro meine ich sagen zu können, dass die Dynamik des Prozesses der kulturellen Übersetzung, die sein Denken prägt, keineswegs erschöpft ist, keineswegs ein Ergebnis, ein Stillstand eingetreten ist, auch wenn runde Geburtstage den Anlass dafür bieten mögen, eine Momentaufnahme (die ein solches Ergebnis vortäuscht) für das Ziehen einer Bilanz zu verwenden.

Die Translation als kulturelle Übersetzung bedeutet natürlich in gewisser Weise eine „metaphorische“ Verwendung des Übersetzungsbegriffs, und von den Unschärfen der Mischung wörtlicher und metaphorischer Verwendung bei Bhabha hat Birgit Wagner (in Kakanien revisited 2007) zu Recht gewarnt. Allerdings ist Metapher, wie sich leicht feststellen lässt, die wortnahe Übersetzung des lateinischen *translatio*, die metaphorische Verwendung von Übersetzung bedeutet also nichts anderes als ein Übersetzen von Übersetzung („translating translation“ – siehe meinen Artikel in KK), und da wir sie noch dazu durch im Deutschen durch ein anderes Wort (eben Translation statt Übersetzung) kennzeichnen, sollte die Verwendung in diesem kulturwissenschaftlichen Kontext erlaubt sein.

Aber damit sind wir schon mitten in einer aktuellen Theoriediskussion, die mittlerweile tatsächlich auch im deutschen Sprachraum stattfindet. Es ist daher Zeit für eine Rückblende zu den

Anfängen: und damit zunächst sogar über die Theoriedebatte hinaus: Alfonso de Toro ist exakt heute vor 60 Jahren in Santiago de Chile geboren, als Kind einer Diplomatenfamilie hat er aber – ähnlich wie aus anderen Gründen Borges – einen Großteil seiner Jugend in Europa, konkret in Paris und Madrid, verbracht. Das sprachliche wie kulturelle „Life in translation“ beginnt für ihn also sehr früh, und es wird vielleicht noch verstärkt durch die Besonderheit, dass Alfonso einen Zwillingbruder hat – der natürlich eine Art Doppelgänger und damit eine Art Übersetzung des eigenen Ich in den Anderen darstellt.

Schon in Europa und dann noch stärker nach der Rückkehr nach Santiago beginnt Alfonso de Toro aber auch nach nichtsprachlichen Ausdrucksformen des eigenen Ich und damit im eigentlichen Sinn nach Translationen zu suchen: Er nimmt Musikunterricht, entwickelt sich zu einem hochbegabten und sehr ambitionierten jungen Pianisten, den Claudio Arrau schon mit 16 Jahren als Schüler haben will: Damit macht der jugendliche Vielleser den Sprung aus der Sprache in die Transmedialität. Zwar ist auch die Musik eine Art Sprache, eine universelle noch dazu, und auch sie hat ihre Grammatik, die sich sogar mit herkömmlich sprachlichen Mitteln beschreiben lässt, aber die Übersetzungsprozesse von Denken und Empfinden in den musikalischen Ausdruck und umgekehrt sind weniger leicht zugänglich, weniger eindeutig beschreibbar als die zwischen zwei gesprochenen Sprachen.

Unterdessen bedeutet die Musik nach dem Abitur – aber lassen Sie mich lieber den österreichischen Ausdruck Matura verwenden, in dem nicht nur der Abgang, sondern auch die damit verbundene Reife zum Ausdruck kommt – für Alfonso de Toro den Schlüssel zur Freiheit und damit zur erneuten Übersetzung: mit einem Stipendium der OAS als Arrau-Schüler in die New Yorker Künstlerszene transferiert, scheint dem jungen angehenden Pianisten, der mit Bernstein, Barenboim, Martha

Argerich und Radu Lupu verkehrt, in den Jahren nach 1968 die weite Welt offenzustehen. Ende 1970 wird aus der weiten Welt jedoch konkret das Münchner Studenten- und Künstlerviertel Schwabing, wie es in einer autobiographischen Skizze heißt: „aus persönlichen Gründen“. Wir wollen diese persönlichen Gründe hier nicht weiter erforschen, aber sie müssen schwerwiegender Natur gewesen sein, denn immerhin bewirken sie nicht nur einen Transfer in eine zunächst auch sprachlich völlig fremde Umgebung (anders als viele Chilenen sprach Alfonso de Toro damals offenbar nicht perfekt deutsch, sondern musste es erst in einem Intensivkurs am Goethe-Institut 1972/73 erlernen, um dann im Sommersemester 1973 an meiner Münchner Universität, der LMU, Philosophie, Deutsche Literatur und Spanisch zu inskribieren); nicht nur einen solchen Transfer also, sondern auch eine „Rück-Übersetzung“ aus dem musikalischen in das sprachliche Medium, denn gleichzeitig gibt Alfonso de Toro sein Klavierstudium auf.

Damit sind wir nun endlich bei der Wissenschaftsgeschichte angelangt: Wie sieht es mit der Theoriediskussion im Bereich der Literaturwissenschaft in den deutschsprachigen Ländern aus, als der junge chilenische Pianist aus New York sich dieser Wissenschaft in München zuwendet?

Natürlich kann in diesem Rahmen keine angemessene und differenzierte Bilanz gezogen werden; lassen Sie mich also durchaus nicht ohne polemische Aspekte generalisieren: In einer von Werkimmanenz und vagen Ansätzen zu Gadammerscher Hermeneutik geprägten Landschaft sind sich seit den 1960er Jahren zunehmend mehr oder weniger marxistischen Ansätzen öffnende Ausprägungen der Literatursoziologie (etwa Erich Köhler) unter Bezug auf György Lukács festzustellen; als neues Element der 1970er Jahre präsentiert sich der aus Frankreich kommende Strukturalismus, bezugnehmend auf die

Anthropologie von Lévi-Strauss, für die Literaturwissenschaft fruchtbar gemacht durch Roland Barthes und systematisiert durch Gérard Genette und den frühen Tzvetan Todorov, um nur einige wenige zu nennen; ein Strukturalismus, der auch formalistische Ansätze der russischen Literaturwissenschaft der Zwischenkriegszeit (Propp) und Nachkriegszeit (Lotman) aufnimmt. In der Konstanzer Schule wird die Hermeneutik einerseits zur Rezeptionsästhetik (Jauss, Iser) hin entwickelt, andererseits (v.a. bei Karlheinz Stierle und Rainer Warning) mit ebendiesem Strukturalismus und semiotischen Ansätzen verbunden. Das ist jene Schule, die die Münchner Romanistik dieser Zeit prägt - und teilweise noch immer prägt, wie ich selbst erfahren habe, als ich 1989 nach München kam und dort damit konfrontiert wurde, dass praktisch jede literaturwissenschaftliche Magisterarbeit zunächst einmal Lotmans strukturalistische Raumsemiotik in extenso darlegen musste, um sie hernach mit mehr oder weniger Erfolg auf den jeweils zu analysierenden Text anzuwenden. War der Erfolg geringer und ich in meinen Gutachten daher angesichts der 60 Seiten umfassenden Theoriedarstellung, der ein 20 Seiten umfassendes Misslingen der Analyse folgte, zweifelnd, trug mir das sofort die Missbilligung der Kollegen ein: man meinte folgern zu können, ich wäre ein Antistrukturalist und daher einer von gestern – Anhänger einer einführenden Werkimmanenz (obwohl man – was in Deutschland allerdings kaum vorkam – auch damals schon von morgen sein und erste Ansätze des „anthropological turn“ rezipieren hätte können).

Noch gefährdeter in dieser Hinsicht war natürlich ein Student der 1970er Jahre, noch dazu, wenn er Ausländer und auch noch „Künstler“ (Pianist) war. Alfonso de Toro hat sich dieser Herausforderung gestellt und den Strukturalismus konsequenter umgesetzt als so mancher Hohepriester des Strukturalismus in den deutschen Universitäten; das hat ihm lange Zeit hindurch den Ruf des allzu theorielastigen

Wissenschaftlers eingetragen, der seiner Karriere nicht unbedingt genützt hat.

Spätestens die Habilitationsschrift zur Ehrenthematik im italienischen und spanischen Drama des 16. und 17. Jahrhunderts machte freilich deutlich – wie der verstorbene Meister der Rezension Ulrich Schulz-Buschhaus in seinem Gutachten zeigt – dass de Toro eben nicht nur in abgehobenen Sphären der Theorie operiert, sondern seine theoretischen Ansätze mit einer riesigen Fülle von Texten belegt und sie an diesen erprobt. Es gelingt ihm, sich in den schwierigen prekären Jahren zwischen Dissertation und Habilitation ein Gleichgewicht zwischen profunder Kenntnis von Texten und innovativen theoretischen Ansätzen zu erarbeiten, das ihn bis heute aus der Masse der Literaturwissenschaftler heraushebt, die entweder ihre Selbstverwirklichung im reinen Theoriediskurs sehen, der sich bis zur Beliebigkeit von der Lektüre von „Primärtexten“ emanzipiert oder in der enzyklopädischen Kenntnis von solchen Texten den Blick für die theoretische Basis (und die mögliche Innovation derselben) verlieren.

Das ist an sich schon eine außerordentliche Leistung; sie wird noch größer, wenn man die Ausgangsbedingungen mitbedenkt. Da sitzt also ein junger Chilene mit eben erst erworbenen Deutschkenntnissen in den Hörsälen der Ludwig Maximilians-Universität, einer der gewiss viel gelesen hat und auch ein paar Jahre älter ist als seine Kommilitonen, aber sich bislang eher als Pianist denn als Wissenschaftler empfunden hat, und sieht sich mit dem deutschen Selbstverständnis der Wissenschaft konfrontiert, das – und auch hier spreche ich aus eigener leidvoller Erfahrung – zumindest in München noch bis vor wenigen Jahren ebendiese Wissenschaft als ausschließliche Domäne der Deutschen betrachtete. Ein Muttersprachler wurde da in erster Linie als hilfreiche Hilfskraft angesehen, als einer, der bei sprachlichen

Schwierigkeiten Auskunft geben, die eigenen Aufsätze übersetzen und ansonsten gehobenen Sprachunterricht geben konnte, und in der Tat war Alfonso de Toros erste Stellung nach seinem Studienabschluss die eines Lektors (und das heißt im deutschen akademischen System immer noch die eines im Grunde dilettierenden Sprachlehrers).

Was dieser Zusatzdruck bedeutet haben muss, das habe ich erst viele Jahre nach unserer ersten Begegnung verstanden, als ich Alfonso de Toro nach München zu einem Vortrag vor unserem Graduiertenkolleg „Post-colonial studies“ einlud und er mir kurz vor Beginn der Veranstaltung gestand, in München empfinde er immer besondere Nervosität, wenn er zu sprechen habe; er blicke immer wieder zur Türe des Hörsaals in der bangen Erwartung, jeden Augenblick könne einer seiner Lehrer von damals eintreten und ihm einen vernichtenden Blick zuwerfen.

Nun, es gelang ihm, diesem Druck standzuhalten, sich in Kiel vom Lektor zum Assistenten, also vom ethnologisch gesprochen „Informanten“ zum „Forscher“ zu entwickeln – nicht im Inneren natürlich, da war Alfonso de Toro wohl immer ein Wissenschaftler erster Güte, aber im Anerkenntnis durch die Außenwelt beziehungsweise in der Einstufung nach Hochschul-Dienstrecht. Damit stand Alfonso de Toro das Tor zur Habilitation offen, die er in Hamburg absolvierte, wo er zeitweise die Stelle meines Freundes Klaus Meyer-Minnemann vertrat. Diese – bereits erwähnte – Habilitation löste sich vom „Background“, auf den man den chilenischen Studenten wohl gerne weiter festgelegt hätte – den lateinamerikanischen Roman der Boom-Zeit, dem seine Magisterarbeit und größtenteils auch noch seine Dissertation gewidmet gewesen waren, und stieß in einen Kernbereich der deutschsprachigen Romanistik vor, die immer eine „begrenzte Komparatistik“ mit Sprachkenntnissen gewesen ist: das Drama des Barock in Italien und

Spanien. Schulz-Buschhaus' Lob der Verbindung theoretischer Präzision im Bereich strukturalistischer Semiotik mit enzyklopädischer Erudition habe ich schon erwähnt; anzufügen wäre hier freilich die Tatsache, dass Schulz-Buschhaus in seiner Einleitung bereits einen Aspekt erkennt, der den Übergang zum Poststrukturalistischen markiert: Die Tatsache, dass die Ähnlichkeiten und Differenzen in den Ehrendramen eben nicht mehr als ontologische, sondern als relationale Qualitäten gesehen werden, nicht als différences mit E also, sondern als solche mit A; und damit sind wir nun tatsächlich bei der poststrukturalistischen Revolution des Denkens in der Literaturwissenschaft angelangt, die seit den späten 1980er Jahren schleppend, aber doch in Gang kommt. Anfänglich gab es massiven Widerstand (man vergleiche etwa Klaus Hempfers Habilitationsschrift *Poststrukurale Texttheorie und narrative Praxis: Tel Quel und die Konstitution eines nouveau nouveau roman*, München 1976), die auf eine vernichtende Kritik der poststrukturalen Ansätze hinausläuft). In der Tat sind in den ersten Jahren nur einige wenige neuere Ansätze der französischen Literaturwissenschaft in Deutschland rezipiert worden: Foucaults Diskurstheorie allen voran, die im Gefolge von *Les mots et les choses* auch bei Hermeneutikern und Strukturalisten Anklang fand; immerhin ließen sich ja die epistemologischen Umbrüche an den Epochengrenzen auch in strukturalistische Oppositionsschemata einbringen. Schon bei Derrida, erst recht aber bei Deleuze und Guattari dauerte die Öffnung wesentlich länger. Allerdings muss man zur Ehrenrettung der deutschen Wissenschaft sagen, dass Derrida auch in Frankreich seinen Weg erst auf dem Umweg über die US-Rezeption gemacht hat.

Und in der Tat ist die Entwicklung der US-amerikanischen Theoriediskussion für die zunehmende Öffnung der deutschsprachigen Literaturwissenschaft zu poststrukturalistischen Elementen zumindest mitverantwortlich. Die durchaus „kolonial“ anmutende Struktur des

heutigen Wissenschaftsaustausches, die uns auch als Romanisten zwingt, immer mehr in Englisch zu publizieren, wenn wir international wahrgenommen werden wollen, führte in den 1990er Jahren zu einer allmählichen Ausrichtung auch der deutschen Literaturwissenschaft an den Moden der amerikanischen Academy. Dies hat die Anerkennung der Pionierrolle von Alfonso de Toro gefördert; schmälern kann es dessen Verdienste nicht, um so mehr, als Alfonso de Toro von Beginn an bei seiner Adaptierung von Tendenzen der Cultural studies, der Postcolonial studies und der verschiedenen sonstigen Elemente poststrukturalen und postmodernen Theoriedenkens nie zum bloßen wörtlichen Übersetzer, sondern zum Translator in dem Sinne geworden ist, in dem wir den Begriff Translation eingangs verwendet haben: als einen kreativen Akt, in dem Eigenes eingebracht und unterschiedliche Traditionen verbunden werden.

In seinem Fall waren das ganz wesentlich auch die neuen Denkansätze der lateinamerikanischen Kulturtheorie. Diese ist in Deutschland zunächst nur von Außenseitern zur Kenntnis genommen worden, denn noch im Boom galt die Devise, die Lateinamerikaner als „Träger erzählerischer Urkraft“, nicht aber als Theoriedenker zu betrachten. So waren es nach der Wende zwei Vertreter der DDR-Romanistik, Hermann Herlinghaus und Monika Walter, die in Deutschland einen prominenten Band zur lateinamerikanischen Kulturtheorie herausbrachten. Alfonso de Toro hat freilich über solche Einzelleistungen hinaus eine solide Basis für die Entwicklung und Anwendung, für die Translation und das Weiterdenken globaler Kulturtheorien geschaffen, als er sich zwischen einem Ruf nach den USA und einem nach Leipzig für Leipzig entschied: er hat hier mit dem IAFSL##, mit seinen Buchreihen, allen voran TKKL##, und mit seinen Borges- und Mahgreb-Studien diese wissenschaftlichen Neuansätze auch

in sichtbare Strukturen „übersetzt“ und damit die Grundlage für eine dauerhafte Umgestaltung der Theorielandschaft geschaffen.

Dies alles hat dazu beigetragen, dass die deutschsprachige Literaturwissenschaft heute nicht mehr in der hohepriesterlichen Abwehrhaltung verharret wie in unseren – gemeinsamen – Studienjahren. Postmodernes, poststrukturelles, postkoloniales Theoriedenken ist weitgehend Gemeingut geworden, und Alfonso de Toro (den freilich manche Studenten ob seiner zentralen Stellung nicht in Deutschland, sondern in Harvard oder Yale vermuten) ist als „Zitat“ aus den meisten aktuellen Abschlussarbeiten nicht mehr wegzudenken. Auch ich selbst muss freimütig bekennen, dass ich in dieser Hinsicht Alfonso viel verdanke. Man kam sich in den 1980er Jahren mit einem kulturwissenschaftlichen Ansatz ja manchmal wie der „Fehler im System“ vor, wie es eine Münchner Kollegin einmal formulierte. Die Konsequenz, mit der Alfonso de Toro diese neuen Ansätze im internationalen Dialog in Leipzig etablierte, war doch eine wesentliche Stütze in Momenten des akuten Selbstzweifels.

Da ich nun schon einmal persönlich geworden bin: meine Freundschaft mit Alfonso de Toro beruht nicht (oder nicht nur) auf unseren ähnlichen, wenn auch keineswegs identischen theoretischen Positionen oder gemeinsamen Vorlieben wie Borges, sondern eigentlich auf einer verblüffend unakademischen Tatsache. Es geht zurück auf einen Abend in Berlin, wo wir zu irgendeiner Tagung im Iberoamerikanischen Institut waren. Zufällig saßen wir beim Abendessen nebeneinander. Zufällig hatte ich an diesem Abend keine Lust mehr, über Literaturtheorie zu sprechen. Und daher kam das Gespräch auf eine andere Rolle, auf die Übersetzung des eigenen Ich vom Professor in die Rolle des Vaters. Und plötzlich saß da neben mir der „theorielastige“ postmoderne Professor de Toro und gestand mir, dass es auch für ihn

noch etwas anderes im Leben geben muss als die Wissenschaft, und dass er ebenso wie ich die Rolle des Vaters als die wichtigste in seinem Leben empfinde; dass ihm also auch diese Selbst-Translation vom globalen Theoriedenker zum Leipziger Familienvater geglückt ist; auch das ist – und damit schließe ich diese Digression ins allzu Private auch schon wieder ab – etwas, was den „Translated“ oder besser „Translating man“ Alfonso de Toro auszeichnet und für mich ein wesentliches Gegengewicht zur akademischen Forschungstätigkeit darstellt.

Ein bisschen etwas von dieser anderen Rolle kann man freilich auch in den akademischen Bereich „übersetzen“: die Sorge und Fürsorge für den Nachwuchs und damit für die Zukunft. Und da ist zu erwähnen, dass Alfonso de Toro nicht nur eine feste Basis für neues Theoriedenken geschaffen, sondern tatsächlich „Schule gemacht“ hat. Beeindruckend ist die große Zahl seiner Leipziger Schülerinnen und Schüler, die mittlerweile deutschlandweit und vielleicht bald weltweit Karriere machen. Beeindruckend auch der Rahmen, den er geschaffen hat, mit den Leipziger Nachwuchstreffen, an denen viele andere Universitäten teilnahmen, und die zu der Tatsache, dass Alfonso de Toro heute nicht mehr als „abgehobener“ Theoriedenker, sondern als ein wesentlicher Mitgestalter der Grundlagen akademischer Literatur- und Kulturwissenschaft angesehen wird, ihr Scherflein beigetragen hat. Sein transdisziplinärer Ansatz hat über die alten Fachgrenzen hinausgewirkt und der Romanistik damit wieder eine Führungsrolle im geisteswissenschaftlichen Feld gesichert, wie sie bei den „klassischen“ Heroen der romanistischen Tradition vorhanden war wie Curtius, Auerbach oder Leo Spitzer.

Ich schließe mit einer Rückwendung zum Begriff der Translation. Ich habe ihn und den Ursprungsbegriff „übersetzen“, wie ich freimütig einräume, in diesem Vortrag fast ein wenig inflationär und manchmal zu

metaphorisch verwendet – aber das ist auch der Textsorte des Festvortrags angemessen. Es sollte nicht davon ablenken, dass der *translational turn* und die durch ihn geschaffene Aufmerksamkeit für kulturelle Übersetzung als prozessuale und unabgeschlossene Aushandlung von Differenzen ein wesentliches und auch viel präziser fassbares Element der neueren Theoriediskussion in einem globalisierten Umfeld sein muss; auch dazu hat Alfonso de Toro in seinem jüngsten Borges-Buch mit dem kurzen Abschnitt zur Translation einen Beitrag geleistet. Das wesentliche dabei ist also, dass es sich nicht um eine Harmonisierung und nicht um ein abgeschlossenes Resultat handelt, sondern um einen durchaus konfliktiven, aber nicht aggressiven Prozess des Aushandelns in dem von Bhabha postulierten Dritten Raum der Übersetzung, der nie abgeschlossen wird. Wir haben heute Alfonso de Toro als „translated man“ und als „translating man“ kennen gelernt; das Bewusstsein, dass dieses Aushandeln kein Ende findet, gibt uns die Hoffnung, dass er auch in den nächsten 60 Jahren wesentliche Beiträge zu dem Prozess des translatorischen Aushandelns von Differenzen (mit A) in diesem Land, aber auch weltweit leisten wird. In diesem Sinne: Ad multos annos!